

Ilma Rakusa, Einsamkeit mit rollendem »«

Erzählungen, 160 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-85420-953-9, EUR 18,00
Graz: Literaturverlag Droschl 2014

© Mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Ausschnitt aus der Erzählung

Maurice

Er war fünfzehn, als wir uns trafen, sagen wir fünfzehn. Der beste Skifahrer überhaupt. Wenn er die Steilpiste hinunter wedelte, zog er alle Blicke auf sich. Auch meinen. Ein schwarzer Strich, der in perfektem Zickzack zu Tal schoss, das war Maurice. Nicht zu vergessen der rote Punkt seiner Zipfelmütze.

Er war immer allein unterwegs. Kein Hintereinander, kein Miteinander, kein Winken, kein Schwatz. Er fuhr Ski, als hätte ihm jemand aufgetragen, sich in der Kunst der Leichtigkeit zu vervollkommen. Tag für Tag, bei jeder Witterung. Lehrerlos übte er sein Ski-Zen, das nie nach Übung aussah. Er bog durch den Hang, konzentriert und elegant und verschwiegen. Und nochmals auf den Lift, und nochmals. Das Gelände kannte ihn, so wie er es kannte. Dort ein Buckel, hier ein tückischer Stein.

Dagegen meine Anstrengung. Meine weiten Bogen, dem Steilhang abgetrotzt. Ich besuchte die Skischule, die zweitoberste Klasse, mit leidenschaftlichem Ehrgeiz. Wollte Schwierigkeiten nicht nur irgendwie, sondern elegant meistern. Aber dazu fehlte noch viel. Sah ich Maurice zu, begann ich zu verzagen. Nie würde ich sein Niveau erreichen. Zwei Wochen Winterurlaub waren eine zu kurze Trainingszeit. Außerdem gehörte ich zur ängstlichen Sorte. Doch wenn etwas gelang, fühlte ich mich glücklich.

Und was fühlte er? Sein feines, olivfarbenes Gesicht mit den dunklen Augen gab wenig preis. Ich hielt ihn, aus Distanz, für melancholisch und geheimnisvoll.

Beim Lift lernten wir uns flüchtig kennen. Er hob meinen Handschuh auf, den ich fallengelassen hatte. Eine Geste und ein erster Satz. Aber viel weiter kamen wir nicht. Maurice hatte die Gabe, im Handumdrehen zu

verschwinden. Da, und weg. Vergeblich hielt ich Ausschau nach der roten Zipfelmütze.

Schließlich geschah es ganz unerwartet. Ich war dabei, meine Skier abzuschnallen – es dämmerte schon –, als er neben mir auftauchte und kurz grüßte. Ich grüßte zurück. Ohne viel Worte schulterten wir die Bretter und machten uns auf den Heimweg. In den Geschäften und Konditoreien brannten schon Lichter. Wo die Bahnhofstraße abzweigt, blieb er stehen und zeigte nach links. Unsere Wege trennten sich. Aber nicht ganz. Nachdem er Luft geholt hatte (stoß dich vom Schweigen ab, wag es), lud er mich für den übernächsten Tag zum Tee ein. »Bei mir, um vier.« Ich nickte. Und die Adresse? Bahnhofstraße 43, er werde vor dem Haus auf mich warten.

Dann die Erwartung, zwei Tage lang. Sie wuchs in den Himmel.

Wie versprochen stand er vor dem Appartementhaus. Ganz in Schwarz, ohne das Rot der Mütze, eine dunkle Haarsträhne im Gesicht. Lächelte mild. Und begleitete mich hinauf in den dritten Stock. Hier begrüßten mich seine Mutter und seine Schwester, zwei großgewachsene Frauen mit markanter Nase und flammend rotem Haar, einander zum Verwechseln ähnlich. Während Maurice ganz anders aussah, als stammte er aus einem andern Stall. Ein verlorener Prinz, ging mir durch den Kopf. Und wo war sein Vater? Bevor wir warm werden konnten, gab es Tee und Kuchen.

Die Frauen hielten auf Etikette, gaben sich rührig. Bis Maurice sie mit müdem Blick abwies. Lasst uns allein. Sie schlossen die Tür und rumorten im Hintergrund, hörbar, aber unsichtbar. Als Maurice etwas Französisches auflegte, verstummten ihre Stimmen.

Das Frauenregiment und der olivfarbene Junge, wie ging das zusammen. Die schwatzenden Amazonen und das Wunderkind auf Skiern, ich verstand nichts. Schon gar nicht die Sprache, in der sie sich unterhielten. Aber was soll's. Maurice saß neben mir, furchtbar anziehend. Mit seinen Rätseln konnte ich leben, solange er nur dablief und mich ansah. Er sah mich an, schüchtern und warm und traurig, aber nicht wie einer, der getröstet werden will. In seiner Zurückhaltung war Stolz – und Leidenschaft. Genau das zog mich an, das heimliche Feuer. Überraschend ergriff er meine Hand und ließ sie nicht mehr los. »Jour...

amour... pour toujours...«, sang eine Stimme. Wir hielten uns an der Hand, dann küssten wir uns.

Ich erinnere mich nur an das Küssen und wie mir schrecklich heiß wurde. Seltsame, ineinander fließende Zustände. Funkenspuren. Irgendwann hörte die Musik auf, irgendwann klopfte es an die Tür. Schluss. Meine Ohren flammten. Aufgescheucht murmelte ich, ich müsse gehen. Maurice half mir ruhig in den Mantel. Und die Mütze? Die stopfte ich in die Manteltasche. Beim Winken der Frauen stieg ich die Treppe hinunter, Maurice kam mit. Draußen küssten wir uns ein letztes Mal, ich sah ein Leuchten in seinen Augen. Bis bald!

Zuhause angekommen, hatte ich eiskalte Hände und ein triumphierendes Herz.

Wir sahen uns wieder. Ich kannte den Weg, das Haus, die Wohnungstür. Die mächtigen Frauen, doch diesmal grüßte nur die Schwester. Und verschwand höflich. Wir tranken Tee. Da brachen aus ihm plötzlich Brocken einer Erzählung heraus. Der Vater sei schon lange weg. Nicht einmal in Fotografien anwesend. Sie seien viel umgezogen. Er besuche Privatschulen, mal hier, mal dort. Dazwischen verbringe er Urlaub in den Bergen. »Meine Lieblingsbeschäftigung ist Skifahren, da hab ich meine Ruhe.« Maurice! Er spricht gebrochen Deutsch, mit leicht näseldem Akzent. »Am besten spreche ich Französisch und Flämisch, meine Muttersprache.« Jetzt verstehe ich, die flammend roten Frauen stammen aus Flandern, diese hellhäutigen, hakennasigen Beschützerinnen kennen den Seewind. Es sei denn, der Beschützer ist er, der Zartgliedrige, Brünette. Schweigsam und schnell und romanhaft wie alle aus der Welt Gefallenen. Dann sagte er mir ein geheimes Wort in den Mund, und nach dem Wort suchte die Zunge die Zunge, und alles war gut und süß und rasend.

Wir fielen aus der Zeit. Die Wärme schweißte uns zusammen. Wie im Traum erkundeten wir Haut, Geruch, Geschmack, unsere Ähnlichkeit. Ja, wir glichen einander, brünette Einzelgänger, die wir waren. Mühelos hätte ich als seine Schwester durchgehen können. Was suchte die Rübenrote neben ihm.

Das Erwachen aus dem Traum tat weh. Die Geräusche hinter der Tür, das Zimmerlicht, der ausgekühlte Tee. Ich hätte ihn gerne noch vieles

gefragt, Zunge an Zunge. Er griff sachte in den Ausschnitt meines Pullovers.

Bis bald!

Als wir uns wiedersahen, trug ich einen dunkelgrünen Schal. Ich ahnte, dass es für lange Zeit das letzte Mal sein würde. Meine Winterferien gingen zu Ende, Maurice aber konnte bleiben, der Glückspilz.

Hatte er sich verändert? Er kam mir lebendiger vor, schaute interessierter in die Welt. Der früher verschleierte Blick war jetzt klar und wach.

»Braunauge«, sagte ich zärtlich. »Maurice, chou-chou.« Er knipste die Lampe aus und küsste mich.

Wir phantasierten uns zusammen. An einem Strand, auf einem Motorroller, in einer Berghütte. Ohne elterliche Inspektion. Wir phantasierten, bis es Zeit wurde.

»Jetzt, wo wir uns kennenlernen...«, murmelte er.

»Vermisse mich, dann verpassen wir uns nicht«, brabbelte ich. Mir war zum Heulen.

Sein Kuss schmeckte violett, nach Veilchen, oder ich bildete es mir ein. Dort an der Kreuzung, wo sich unsere Wege trennten, an einem kalten Februarabend.

Lange kramte er in seiner Jackentasche, holte ein winziges Holzfigürchen hervor: »Für dich.«

Das Figürchen bewegte seine Glieder, flink und gelenkig. Ein guter Talisman.

Ich aber band Maurice meinen dunkelgrünen Schal um. »Lass ihn flattern im Wind!«

Einmal noch sah ich ihn, im folgenden Jahr. Wir hatten einander nicht geschrieben, wir holten auf die Macht des Moments, der lebendig machenden Küsse. Wieder wirkte er scheu, nobel zurückhaltend. »Aber wir kennen uns doch, Maurice!« Er nickte erleichtert.

Ich wollte ihn wachküssen, mit zärtlicher Gewalt. Und spürte, wie sehr er es wollte. Doch die Umstände stellten sich quer. Maman und Claire (die Schwester) trampelten wie absichtlich durch die Wohnung, draußen aber – im Wald, im Schnee – war es unwirtlich kalt. Wohin mit uns, mit unserer Erwartung?

Hungrig schmiegen wir uns aneinander, doch die Nähe wollte nicht gelingen, die Küsse schmeckten anders. Hatten wir das Zauberwort vergessen? Trauer stieg in mir hoch, und als ginge es ihm ähnlich, fuhr Maurice mir besänftigend über den Kopf. Wir wussten nicht weiter. Und helfen konnte uns keiner. »Auf bald!«, vertrösteten wir uns gegenseitig. Es hat nicht sollen sein.

Die rote Zipfelmütze verschwand. Niemand im Dorf wusste, warum die Familie so überstürzt abgereist war. Und sich auch im nächsten und übernächsten Jahr nicht blicken ließ. Es kursierten Gerüchte, aber sie waren wirr und widersprüchlich. Glauben schenken konnte man keinem. Maurice blieb verschwunden. Ich vermisse ihn schrecklich.